

Vulnerabilität und Verbindung

Literarische Ekstase als Schreibweise der Solidarität

Lisa Jüttner

ABSTRACT: Der vorliegende Artikel wirft, ausgehend vom Butler'schen Begriff des ‚ek-statischen‘ Subjekts, einen kursorischen Blick auf Texte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur von Mely Kiyak, Olga Grjasnowa und Sasha Marianna Salzmann und fragt, inwiefern die literarische Darstellung von Verletzbarkeit als Möglichkeit der Verbindung verstanden werden kann.

Einleitung

In ihrem Vorwort zur Dezemberausgabe 2023 der *Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* mit dem Titel *Gegenwartsliteratur als Herausforderung des Literarischen* diagnostizieren Carlos Spoerhase und Juliane Vogel im Hinblick auf aktuelle Entwicklungen, „dass neue Tendenzen in der literarischen Produktion zu einer mehrdimensionalen Ausweitung des Bereichs des Literarischen führen“ (Spoerhase und Vogel 2023, 858). Der Literaturbegriff werde dynamisiert, heterogenisiert und vor allem unmittelbar an ethisch-politische Debatten angeschlossen:

Der Literatur werden wieder nachdrücklich außerästhetische Wirkungszwecke zugeschrieben wie das Attackieren, Mobilisieren, Solidarisieren, Anerkennen, aber auch das Trösten, Heilen, Therapieren, Betören, Versöhnen oder Wiedergutmachen. Damit wird die Grenze zwischen Kunst und Alltagsrealität programmatisch verunsichert oder gar aufgelöst. (Ebd., 858)

Gegenwartsliteratur – innerhalb der hier veranschlagten Tendenzen – wäre demnach engagierte Literatur, die gleichzeitig poetologische Debatten führt oder zumindest veranlasst. Literatur behauptet ihren Stand vornehmlich über „eine klare Tendenz zu erfahrungsbasiertem Schreiben“ (ebd., 859). Doch welche Formen der Erfahrung können als ethisch-politische, solidarisierende Strategien von Literatur verstanden werden? Über welche Erfahrungen verbindet sich Literatur mit ihrer Gegenwart? Und steht dieser Literaturbegriff tatsächlich im Missverhältnis zu einer „Komplexitätsreduktion poetischer Aussagen“ (ebd., 858)?

Dass sich politisch-ethische Intervention und Form keinesfalls ausschließen, hat schon Roland Barthes in *Am Nullpunkt der Literatur* (frz. 1953, dt. 1959) mit dem Begriff der ‚Schreibweise‘ herausgearbeitet. In Abgrenzung zu Sartres *litteratur engagée*, der das Engagement als normative Anforderung an (prosaisches) Schreiben generell formuliert, liegt für Barthes das Engagement der Schreibenden in der Entscheidung für eine bestimmte Schreibweise. Die Sprache ist für ihn „nicht der Ort eines sozialen Engagements, sondern nur Reflex ohne Wahl, das ungeteilte Eigentum aller Menschen“ (Barthes [1953] 1959, 13). Die Schreibweise dagegen bedeutet zugleich Individualisierung des:der Schriftsteller:in, wie auch Rückbindung an „die weite Geschichte der anderen“ (ebd., 17). Mit der Wahl einer Schreibweise verbinden sich die Schreibenden mit der Gesellschaft: „Sprache und Stil sind blinde Kräfte, die Schreibweise ist ein Akt historischer Solidarität“ (ebd.). Je nach geschichtlicher Situation

muss die politische Schreibweise emphatisch sein: „Die Schreibweise der Revolution war die emphatische Geste, mit der allein sich das alltäglich gewordene Schafott fortführen ließ.“ (Ebd., 24)

In Barthes Begriff der (politischen) Schreibweise verdichten sich Emphase und Geschichte; „[d]ie Schrift ist dann beauftragt, mit einem einzigen Zug die Realität der Handlungen und die Idealität der Zwecke miteinander zu verbinden“ (ebd., 23). Auch Barthes Schreibweise der revolutionären Emphase geht von einem politischen Subjekt aus und stellt dessen Souveränität nicht in Frage. Schreibende Solidarität findet durch die Verbindung zwischen denjenigen statt, die ihre Idealität teilen und für ähnliche Zwecke eintreten. Dies führt zwangsläufig zu Ausschlüssen und Begrenzungen, die Verbindung ermöglichen, aber auch verhindern. Aus Gründen wie diesen gerät das souveräne Subjekt in der sogenannten Postmoderne verstärkt in die Kritik. Subjektivität wird als bewegliche Existenzweise verhandelt, als flüchtiges, fragiles Konstrukt. Welche Schreibweisen, welche ‚weite Geschichte der anderen‘, lässt sich daran anknüpfen?

In ihrem 2009 erschienenen Essay *Außer-Sich. Über die Grenzen sexueller Autonomie* legt Judith Butler das Außer-sich-Sein jeder Form von Subjekt-sein zugrunde. Butler schreibt sich damit in eine Linie philosophischer Subjektkritiken ein, die sich von Nietzsche, über Bataille bis zu Foucault nachzeichnen ließe. Das ekstatische Subjekt ist schon bei Nietzsche und Bataille kraftvoll in seiner Nicht-Kohärenz, spätestens seit Foucault ist es politisch, mit Butler wird es offen für Verbindung. Butlers Subjekt ist post-souverän, indem es den Schein der Selbstverfügung aufbricht und stattdessen seine Vulnerabilität zum Politikum macht. Meine These ist, dass diese Form der Subjektivität in der Gegenwart eine bedeutende Rolle spielt. Dies ist auf eine Notwendigkeit zurückzuführen, Affekte und Ekstasen ernst zu nehmen. In emotionalen Extremzuständen zeigen Menschen ihre Verletzlichkeiten, sie entblößen sich und nehmen Kontakt auf. Darin liegt ein Potential zur ‚emphatischen Solidarität‘, wie sie Deniz Utlu in seinem Artikel als Gegenmodell zu einer ‚strategischen Solidarität‘ vorschlägt (Utlu 2018; vgl. den Beitrag von Ela Gezen im vorliegenden Heft). Statt Solidarität als Verbindung zu begreifen, die sich auf die Stärkung von Partikularinteressen richtet, ginge es vielmehr darum, die jeweiligen Verletztheiten zu verstehen. Dann wäre „die Verbindung selbst bereits ein entscheidendes Ziel“ (ebd., 71). Wie sich in neurechten Literaturkreisen aktuell gut beobachten lässt, liegt jedoch genau darin die Gefahr der Vereinnahmung, indem Traditionslinien aufgerufen werden, die konstitutiv die Grenze antiaufklärerischer Emphase berühren. So

stellt Torsten Hoffmann fest, dass „Kositzka und (vermutlich: vor allem) Kubitschek kunstempfindlich der Literatur die Kraft zur ‚Daseinsaufschlüsselung‘ zuschreiben“, mit der sie an „die kunstreligiöse Überwältigungsästhetik der Romantik und das von Nietzsche geprägte Ekstase-Pathos der klassischen Moderne“ (Hoffmann 2021, 236) anschließen. Ekstatische Schreibweisen können viele Formen literarischer Solidarität begünstigen.

Das allein ist schon Grund genug, um sich mit deren Form und Wirkungsweise zu beschäftigen. Die von Spoerhase und Vogel aufgeworfene Frage nach der Literarizität trifft damit durchaus einen wunden Punkt. Wenn es so ist, dass sich in der Gegenwartsliteratur eine auffällige Zunahme affektpolitischer Schreibweisen finden lässt, ist die Notwendigkeit, diese genauer zu bestimmen, umso größer. Ausgehend davon möchte ich zunächst Butlers ‚ekstatisches‘ Subjekt vorstellen. Anschließend werfe ich einen kursorischen Blick auf drei Gegenwartstexte, die mit dem Ekstatisch-Sein als Subjektform umgehen. Dabei frage ich mich, und meines Erachtens tun das die Texte ebenfalls, was wir genau meinen, wenn wir sagen, dass wir uns verbinden. Was berührt uns, was verletzt uns, wo verlieren wir uns und welche Gefahr, aber auch welches Potential steckt darin? Gibt es Möglichkeiten einer ‚emotionalen Autonomie‘ von der aus Solidarität entstehen kann? Wo können fragile – vorläufige oder nachhaltige – Bindungen entstehen, die nicht zwangsweise Ausschlüsse produzieren?

Das ek-statische Subjekt

Im Zuge postmoderner Demokratisierungsbestrebungen gerät das politische, in sich kohärente Subjekt verstärkt in die Kritik. Der Begriff der Ekstase wird in diesen Kontexten als produktiver Kontrollverlust verstanden, der das Subjekt zur Erfahrung der eigenen Inkohärenz führt. Foucault sieht in dem Moment der Ekstase die Möglichkeit zur Transformation. „Das Subjekt in Frage stellen bedeutete, eine Erfahrung zu machen, die zu seiner realen Zerstörung, seiner Auflösung, seinem Zerbersten, seiner Verkehrung in etwas anderes führen würde.“ (Foucault [1978] 2024, 36) Ekstase im Sinne eines Aus-sich-selbst-heraus-Tretens kann nach Foucault auch bei denjenigen, die sie beobachten, zur transformativen Erfahrung und letztendlich zur Anerkennung führen.

Butler formuliert den Begriff des Ekstatischen radikal neu. Zwar sind auch bei ihr Spuren des nietzscheanischen Ekstasebegriffs erkennbar, doch geht es bei ihr nicht um einen rauschhaften Ausnahmezustand. Für Butler ist das ‚Ek-statisch‘-Sein eine Grundkonstituente

menschlichen Seins. Dies ist in dem Fall ganz wörtlich gemeint, nämlich, dass Subjekte niemals ‚bei sich‘, sondern immer auch ‚außer sich‘ sind. „In einem gewissen Sinne bedeutet ein Körper zu sein anderen ausgeliefert zu sein [...]. [A]ls ein in der Öffentlichkeit geschaffenes soziales Phänomen gehört mir mein Körper und gehört mir auch wiederum nicht.“ (Butler [2009] 2023, 40/41) Um geschützt zu werden, büßen Subjekte Autonomie ein, indem sie zu den Subjekten werden, die schützenswert sind. Die Frage, die Butler stellt, ist, ob es nicht vielmehr darum gehen müsste, unsere Rechte anhand unserer Verletztheiten einzufordern. „Vielleicht machen wir aber auch einen Fehler, wenn wir die Definitionen, wer wir rechtlich betrachtet sind, für angemessene Beschreibungen dessen halten, worauf es uns ankommt.“ (Ebd., 39) Die Anerkennung des Ek-statisch-Seins würde für Butler „gerade den Wert beton[en], den es hat, außer sich zu sein, eine durchlässige Grenze zu sein, andern ausgeliefert zu sein, sich im Sog des Begehrens wiederzufinden“ (ebd., 47). Butler sieht darin die Möglichkeit einer intersubjektiven Verbindung, die eine kollektive Verantwortung „für das physische Leben eines jeden anderen“ (ebd., 43) ermöglicht. So könne „von dieser Erfahrung der Verletzbarkeit auf die Verletzbarkeit anderer“ (ebd., 44) geschlossen werden. Dies meint jedoch etwas anderes als Mitgefühl. Butler geht es um die Selbsterfahrung des primären Verlusts und eine daraus hervorgehende solidarische Verbindung durch das gemeinsame Ausgeliefertsein. Diese Erfahrung mache uns „verletzlich für Gewalt, aber auch für ein weiteres Spektrum der Berührung“ (ebd., 44). Welche Möglichkeiten liegen in der Anerkennung, welche Verbindung kann darüber gefunden werden, „die fundamentale Sozialität des leiblichen Lebens zu begreifen, die Art und Weise, wie wir aufgrund unseres Daseins als körperliche Wesen schon von Anfang an ausgeliefert sind, über uns hinaus sind, in das Leben anderer verwickelt sind“ (ebd., 42)?

Zusammenfassend lässt sich mit Butler die Ekstase neu perspektivieren. Butler geht es um eine gegenseitige Anerkennung des Verlusts von Autonomie, dem jeder Körper unterliegt. In emotionalen Extremzuständen – Wut, Trauer, Begehren – wird sichtbar, dass das Subjekt konstitutiv nicht über sich selbst verfügen kann. Statt sich jedoch in diesen Momenten abzuwenden, sollte genau dort Verständigung stattfinden. Diese Idee lässt sich mit Utlus Ansatz der emphatischen Solidarität verbinden. Solidarität kann nicht nur durch gemeinsame ‚Idealität und Zwecke‘ (Barthes) entstehen, sondern „[i]ndem sie sich der Menschlichkeit dort zuwendet, wo sie bedroht ist – etwa in der historischen und gegenwärtigen Verlust- und Gewalterfahrung marginalisierter Gruppen“ (Utlus 2018, 72). Nicht zuletzt stellt sich die Frage, wofür wir kämpfen, wenn wir *uns* meinen. Butlers Idee eines ek-statischen Subjekts verunsichert

Grenzziehungen: „Wenn ich *für* Autonomie kämpfe, muss ich dann nicht ebenso für etwas anderes kämpfen, nämlich für eine Konzeption meiner selbst als eines ausnahmslos vergemeinschafteten Selbst“? (Butler [2009] 2023, 41) Worüber schaffen wir Verbindungen, die politisch für sich eintreten und vom Primat des Eigenen abrücken können, die „Politik weniger mit bürgerlich-liberalen, kapitalistischen Autonomievorstellungen verknüpfen, sondern das Stattgeben von nicht-identischer Verbundenheit und von Nichtverfügbarkeit zeigen können“ (Völker 2016)? Im Folgenden möchte ich an drei Gegenwartstexten untersuchen, inwiefern sich die literarische Ekstase als Schreibweise der Solidarität bezeichnen lässt.

Literarische Ekstasen bei Mely Kiyak, Olga Grjasnowa und Sasha Marianna Salzmann

Mely Kiyaks Essay erzählt vom ‚Frausein‘ und ‚Frauwerden‘, von Wut und Verletzbarkeit, aber auch von familiärer Bindung, Liebe und weiblicher Lust. Der Widerstand, ein entblöbender, erzählender Widerstand, richtet sich gegen das Unsichtbarmachen, gegen die Anpassung, gegen die Enteignung des Ichs, dass „darauf konditioniert [wurde], mich zu fügen.“ (Kiyak 2020, 12) Außer-sich-Sein bedeutet, bemerkt zu werden. Im für den Essay typischen Modus der Selbstbeobachtung wird Kiyaks Ich in der Ekstase „für die Dauer einiger Sekunden als Person kenntlich“ (ebd.). Im Versuch, das Selbst-Erleben in Worte zu fassen, fragt es sich: „Wie kann man das Auflehnen beschreiben? Es war etwas Physisches. Mehr tierisch als menschlich. Ich spannte meine Oberschenkel und Waden an, ging auf die Zehenspitzen, kniff Stirn und Augen zusammen und schrie los. Mein Auflehnen war ein mühsamer, kraftvoller Akt. [...] Es war ein reagierender, kein sprechender Körper.“ (Ebd., 11f) Wut ist gegendert, nicht erst seit Kiyak. In der historischen Figur der Hysterikerin werden ekstatischer Ausdruck und Weiblichkeit zum Code für diagnostiziert pathologisches Verhalten von Frauen. Schon bei Freud ist die Hysterie ein Auflehnen, auch die Hysterikerin *reagiert* auf ihre Unterdrückung. In den 1970er Jahren wird die Hysterie vom Krankheitsbild zum Ausdruck feministischen Widerstands, zum Beispiel bei Hélène Cixous (vgl. Cixous 1977, 32). Welches Gegenüber sind wir für diese Figur, die sich mit ihrer Wut an uns wendet? Kiyaks Ich ist ekstatisch, tritt im Moment der Wut aus sich selbst heraus. Durch das Schreiben nimmt es Kontakt auf, es beschreibt sich selbst im Moment der Ekstase und macht diese Erfahrung durch die Schilderung körperlicher Vorgänge mit-fühlbar. Dabei versucht Kiyak gar nicht,

die Idee eines kohärenten Subjekts zu etablieren, ihr Ich löst sich auf. „Mit kaputter Sicht schaute ich auf den nackten Körper. [...] Obwohl die, die im Spiegelbild gerade zerfloss, im Prinzip jedermann hätte sein können, hielt ich den Anblick nicht aus.“ (Kiyak 2020, 12) Das Ich konfrontiert sich selbst mit der eigenen Inkohärenz. Dabei gerät es in einen Zustand des Nicht-aushalten-Könnens, genauer: sich selbst nicht aushalten können. Doch das Ich flüchtet nicht aus diesem Zustand, im Gegenteil: „Ich wollte mich angucken“ (ebd., 7), ist die programmatische Einleitung des Essays. Das Ich akzeptiert sich selbst im Ausser-sich-Sein und macht es zum Ausgangspunkt der Selbst-Betrachtung im Erzählen.

Ähnlich verhält es sich bei Olga Grjasnowas Figuren. Grjasnowas Romane erzählen Geschichten von ‚Mehrfachzugehörigkeiten‘ (vgl. Freist, Kyora und Unseld 2019). Dabei widersprechen ihre Figuren der Idee einer kohärenten ‚Identität‘ vehement. Zugehörigkeit selbst ist in Grjasnowas Texten ein ekstatisches Konzept, das sich nicht eingrenzen lassen will. Wichtiger als die „Koexistenz verschiedener kultureller Einflüsse, [die] längst Teil der bundesdeutschen Lebensrealität“ (Steinberg 2019, 203) sind, scheint mir für Grjasnowa das, was ihre Figuren innerhalb dieser Koexistenz verbindet: das Aufeinander-bezogen-Sein und die damit verbundenen zwischenmenschlichen Herausforderungen. Im Zentrum ihres zweiten Romans *Die juristische Unschärfe einer Ehe* (2014) steht die Balletttänzerin Leyla. Leyla lebt in Baku und Moskau, später in Berlin. Als narrative Konstituente wird ihre Karriere als Ballerina erzählt, die sich jedoch als zwanghafte Begrenzung herausstellt. In der Absicht, einen „Übermensch“ (Grjasnowa [2014] 2016, 45) zu erschaffen, wird Leylas Körper gefügig gemacht, ihre Biografie als Tänzerin wird ihr schon als Kind vordiktiert. Nach einer Verletzung kann Leyla nicht mehr tanzen. Im Moment dieser Erkenntnis gerät Leyla außer sich.

Leyla ging ins Bad, zog sich aus und betrachtete sich im Spiegel. Anerkennung hatte sie stets für ihren Körper bekommen, für den Körper einer Ballerina. Den gesunden, wohlgeformten und ideal-weiblichen. Das Publikum musste eine Beziehung zu ihrem tanzenden Körper herstellen, dazu musste dieser unverkennbar als ein Ballettkörper zu identifizieren sein. [...] Sie hob das linke Bein so hoch es ging. Dann musste sie weinen, um sich selbst [...], aber vor allem um Altay, der sie nicht über ihren Verlust hinwegtrösten konnte. Nun weinte Leyla aus Scham. Sie weinte lautlos, die Tränen kullerten herunter und verwischten ihre Sicht. (Ebd., 131)

Der Verlust, die Trauer, nimmt Leyla in Besitz. Im Spiegel erkennt sie sich selbst als ‚Ballettkörper‘, eine Beziehung zu diesem hat jedoch das Publikum, nicht sie selbst. Die ‚verwischte Sicht‘ verweist, ähnlich wie bei Kiyak, auf eine Unmöglichkeit, sich selbst als Ganzes zu erkennen. Die Verletzung führt Leyla zum Hinterfragen dessen, was sie glaubt zu sein. „[I]ch verlasse mich“ (ebd., 132). Butler gesteht der Trauer als einem Zustand des

Ausser-sich-Seins eine besondere Aufmerksamkeit zu. Sie schreibt: „Was nimmt uns in solchen Momenten in Anspruch, so dass wir nicht Herr unserer selbst sind? An was sind wir gefesselt? Und von was sind wir so ergriffen?“ (Butler [2009] 2023, 37) Die Trauer, so Butler, führt zum Verlust unserer Selbstbeherrschung. Dabei tritt die Sozialität in den Vordergrund. „[D]ie Trauer bringt zum Vorschein, in welcher Weise wir Hörige unserer Beziehung zu anderen sind, eine Hörigkeit, die wir nicht immer wiedergeben oder erklären können.“ (Ebd.) Grjasnowas Protagonistin trauert, und was besonders auffällt: sie trauert um sich selbst. In dem Moment, in dem ihre Ich-Umgrenzung durch das Tanzen wegbricht, kann sie nicht bei sich bleiben. Davon ausgehend ist die ekstatische Erfahrung, die Inbesitznahme durch das Trauern, sowohl Erkenntnis- wie auch Emanzipationsmoment. Leyla wird überwältigt von ihrer Trauer, sie zerbricht daran und fängt an zu suchen.

Am deutlichsten wird das Ekstatisch-sein als Subjektform in Sasha Marianna Salzmanns *Ausser sich*. Salzmann bietet schon im Titel eine intertextuelle Referenz zu Butlers Essay an und tatsächlich lässt sich der Text als eine Art Plädoyer für das Außer-sich-Sein lesen. Dabei weicht er jedoch von den bisher skizzierten Formen der Ekstase ab und entwickelt eine – so möchte ich argumentieren – avancierte Erzählstrategie des Außer-sich-Seins. Zentral ist dabei die Verdopplung des Ichs, man könnte auch sagen, der Ekstase im Sinne eines Verlusts der Ich-Grenzen.

Ich sah mir selber zu, halb liegend an diesem Kai, mit einem schmalen Körper auf meinem Schoß, sah, wie Rauch aus meinem Mund kam und mir in die Augen stieg, wusste, dass mein Handballen von den spitzen Kieseln brannte, aber zog die Hand nicht weg. Ich hörte mich Dinge sagen, sah mich küssen, aufstehen, gehen, sah mich bei Schritten, die nicht ich unternahm, sondern die mich mitnahmen, und ich würde lügen, würde ich sagen, es war mir egal wohin. (Salzmann [2017] 2018, 142)

Im Vergleich mit den beiden anderen Textbeispielen fällt auf, dass der Kontrollverlust über das Ich keine körperliche Überwältigung ist. In Salzmanns Text funktioniert die Ekstase als Möglichkeit eines die Ich-Grenze überschreitenden Erzählens. Sie ist keine rauschhafte Entmächtigung des Ichs. Sie ist ein Bericht über eine ekstatische Erfahrung. Das Außer-sich-Sein wird zur Voraussetzung für das Erzählen aus der Ich-Perspektive. Während Ali/Ich „es damals noch gewohnt [war], von mir außerhalb meiner selbst, von mir in der dritten Person zu denken“ (ebd., 210), kommt mit der ekstatischen Erfahrung ein „Sichtwechsel“, der dazu führt, „mich als mich zu denken, zu sprechen, sogar zu schreiben“ (ebd., 142). Gemeint ist damit jedoch nicht eine (wieder-)hergestellte Einheit, sondern das Ich spaltet sich auf.

Diese Ich-Spaltung wird zur Schutzstrategie des Ichs. In einem Gespräch mit der Mutter flüchtet Ali/Ich in einen Zustand außerhalb des eigenen Selbst: „Und bevor etwas platzen konnte, in mir, in meinen Ohren, haute ich ab. Ich ging raus aus mir. [...] das Zuhören konnte mir nichts mehr anhaben“ (ebd., 263). Salzmanns Roman referiert durch den Titel explizit auf die Ekstase als Zustand des Außer-sich-Seins, funktionalisiert sie jedoch als produktive Ich-Spaltung und überführt sie in einen nüchtern-reflektierten Erzählstil. Inwiefern lässt sich hier noch von Ekstase sprechen? Interessant erscheint mir, dass das post-souveräne, mit sich nicht identische Subjekt bei Salzmann eine neue Form der Souveränität zu erreichen scheint. Eine Souveränität, die sich zwar nicht auf das Selbst, sehr wohl aber auf das Selbst-Erzählen bezieht.

Zusammenführung: Vulnerabilität und Verbindung

Das Außer-sich-Sein gestaltet sich in den literarischen Texten als Schreibweise produktiver Ich-Spaltung. Das Ich wird nicht als kohärenter Erzählmittelpunkt verstanden, sondern stellt seine konstitutive Unabgeschlossenheit und Verletztheit aus. Als Schreibweise ist dies kein Phänomen der Gegenwartsliteratur, neu scheint mir jedoch, dass sich gerade daraus eine emanzipative und keine resignierte Ich-Figur entwickelt. Verbindende Elemente auf der Formebene ließen sich weiter analysieren. In allen drei Texten taucht der Spiegel in diesem Zusammenhang auf, auch die ‚unklare Sicht‘ könnte als ein Leitmotiv untersucht werden. In allen drei Texten wird im Moment der Ekstase ein Widerstand aufgerufen. Die Figuren reagieren auf eine normative Begrenzung, indem sie sich verletzlich zeigen. Dies ist meines Erachtens eine besondere Art des Widerstands. Gleichzeitig geben sie in diesen Momenten etwas auf, nämlich die Idee einer kohärenten Selbst-Begrenzung. Vielmehr zeigen sie, dass sie ihre Selbstbeherrschung verlieren und sich ausliefern. Dieser Widerstand richtet sich gegen eine zwanghafte Eingrenzung, die abhängig ist von Zuschreibungen. In allen drei Texten ist der Moment des Außer-sich-Seins Ausgangspunkt, um sich mit der eigenen Geschichte zu beschäftigen. Diese Selbst-Suche ist gekoppelt an die Erzählmotivation: Mit dem Wunsch, sich selbst ‚anzuschauen‘, beginnt auch das Selbst-Erzählen. Gerade in ihrer Auflösung scheint die Autonomie der Figuren besonders groß zu sein.

Ausgehend von den Überlegungen zu Foucaults und Butlers Subjektivierungspraktiken, scheint das ekstatische Subjekt affektpolitische Tendenzen in der Gegenwart widerzuspiegeln. Dies geht auch an der Literatur nicht vorbei, die – so Spoerhase/Vogel – bemüht ist, Erfahrungsformen der Subjekte einzufangen. Dabei scheint es um mehr zu gehen, als ‚nur‘ um eine Darstellung von Emotionen. Die Durchlässigkeit der Subjekte ist Voraussetzung und Anlass des Schreibens. Mit Barthes kann von einer Schreibweise in der Gegenwartsliteratur gesprochen werden, die von den Verletzungen der Subjekte ausgeht und diese erfahrbar macht für andere, als ‚Akt historischer Solidarität‘. Die Zerrissenheit der Figuren wird zur Schreibweise einer Gegenwart, die fragile, emphatische Verbindungen sucht, anstatt durch Zugehörigkeiten Grenzen aufzubauen. Feinheiten wie diese stellen die Literaturwissenschaft, die sich mit (auto-)fiktionalen Texten beschäftigt, grundsätzlich vor große Herausforderungen. Es ist einfach, den Texten formale Unterkomplexität zu unterstellen, doch vielleicht ist es die Komplexität der Erfahrungen, die einen neuen literaturwissenschaftlichen Blick braucht. Die Frage wäre demnach, was wir als Literaturwissenschaft brauchen, um ihnen gerecht zu werden und „welche Konsequenzen die genannten Tendenzen für das Konzept von Literatur haben, mit dem die Literaturwissenschaft operiert“ (Spoerhase und Vogel 2023, 859).

Lisa Jüttner hat Musik und Germanistik in Siegen, sowie Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin studiert. Seit 2019 lehrt und forscht sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Bielefeld. Sie ist seit 2022 assoziiertes Mitglied im DFG Graduiertenkolleg *Geschlecht als Erfahrung* an der Universität Bielefeld. Ihr Dissertationsprojekt trägt den Titel: *Verworfenne Körper – Ästhetik und Geschlecht in Literatur und Theorie von 1970 bis in die Gegenwart*.

Literaturverzeichnis

Barthes, Roland. (1953) 1959. *Am Nullpunkt der Literatur.* Hamburg: Claassen.

Butler, Judith. (2009) 2023. „Außer sich. Über die Grenzen sexueller Autonomie.“ In: Dies.: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, 35–70. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Cixous, Hélène. (1977). *Die unendliche Zirkulation des Begehrens. Weiblichkeit in der Schrift.* Berlin: Merve.

Foucault, Michel. (1978) 2024. *Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Freist, Dagmar/Kyora, Sabine/Unsel, Melanie (Hgg.). 2019. *Transkulturelle Mehrfachzugehörigkeit als kulturhistorisches Phänomen. Räume – Materialitäten – Erinnerungen.* Bielefeld: transcript.

Grjasnowa, Olga. (2014) 2016. *Die juristische Unschärfe einer Ehe.* München: dtv.

Hoffmann, Thorsten. „Ästhetischer Dünger. Strategien neurechter Literaturpolitik.“ *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 95/5: 219–54.

Kiyak, Mely. 2020. *Frausein.* München: Hanser.

Salzmann, Sasha Marianna. (2017) 2018. *Ausser sich.* Berlin: Suhrkamp.

Spoerhase, Carlos/Vogel, Juliane. „Gegenwartsliteratur als Herausforderung des Literarischen“ *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 97: 857–64.

Steinberg, Ruth. „Zugehörigkeit, Autorschaft und die Debatte um eine ›Migrationsliteratur‹. Saša Stanišić und Olga Grjasnowa im literarischen Feld Deutschlands.“ In: *Transkulturelle Mehrfachzugehörigkeit als kulturhistorisches Phänomen. Räume – Materialitäten – Erinnerungen.* Hrsg. von Dagmar Freist, Sabine Kyora und Melanie Unsel, S. 181–205. Bielefeld: transcript.

Völker, Susanne. 2016. Enteignung. „Ek-statische Subjekte und die Frage des ‚Eigenen‘.“ *feministische studien* (blog). 26. Februar. Letzter Zugriff am 23.07.2024. <https://blog.feministische-studien.de/2016/02/enteignung-ek-statische-subjekte-und-die-frage-des-eigenen/>.